

LESEPROBE LEGENDEN AUS
DEM WUNDERLAND - DIE
WEISSE HEXE

LEGENDEN AUS DEM WUNDERLAND
BUCH ZWEI

B.E. PFEIFFER

KAPITEL EINS



Gib das wieder her.« Ächzend hüpfte ich hoch, um an den Zeichenblock zu gelangen, den der Kerl in Collegefootballjacke über seinen Kopf hielt. »Das ist meine Kunst!«, fügte ich giftig hinzu.

Das entlockte ihm ein fieses Grinsen. »Ja, habe ich gesehen. Du malst Bilder, als wärst du fünf Jahre alt.«

Ich plusterte die Backen auf und sprang höher. Leider drehte der Typ sich weg und warf dabei den Block seinem Freund zu. Das Papier raschelte und mein Herz setzte einen Schlag aus, während ich zusah, wie der Block durch die Luft segelte. Zum Glück löste sich kein Blatt und fiel zu Boden.

Denn es stimmte, meine Bilder waren ... anders. Genau wie ich. Das war ich immer schon gewesen und deswegen kannte ich dieses Spiel nur zu gut.

Genervt stemmte ich die Hände in die Hüften und sah die drei Jungs an. Sie konnten unmöglich älter als ich sein, eher jünger. Vermutlich waren sie im ersten Semester, ich hatte es immerhin schon ins fünfte geschafft.

»Wie alt seid ihr eigentlich?«, fragte ich finster. »Zehn? So etwas machen Jungs im Grundschulalter.«

»Dann passt es ja, denn du kannst auch unmöglich älter sein, Kleine«, meinte der Kerl, der jetzt meinen Block hielt.

Ich kniff die Augen zusammen. Nur weil ich gerade mal einen Meter fünfzig groß war, hieß das nicht, dass mich diese Mistkerle so behandeln durften.

Energisch schritt ich auf den Typ mit dem Block zu und hob die Hand. »Gib mir meine Zeichnungen wieder.«

Er streckte mir – ganz erwachsen – die Zunge heraus und blätterte den Block auf. »Wieso? Willst du die irgendwo ausstellen? Dann solltest du auf jeden Fall behaupten, du wärst noch keine zehn. Was du da malst, ist so ... so ... kindisch.«

»Danke für deine Einschätzung.« Ich streckte mich nach dem Block, doch auch dieser Mann drehte sich herum und schleuderte die Zeichnungen seinem Kumpel zu. Zornig stampfte ich auf. »Seid vorsichtig damit! Wenn da was passiert ...«

Ich hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da warf der dritte Typ dem ersten die Mappe zu. Der griff jedoch beim Versuch, sie zu fangen, ins Leere und meine Zeichnungen landeten mit einem Klatschen in der einzigen Pfütze auf dem Campusgelände.

Als wäre die Zeit stehen geblieben, starrte ich auf den Block, aus dem einige Seiten halb heraushängten. Wasser tränkte das Papier und ließ die Farben meiner Bilder miteinander verschwimmen.

»Scheiße, das wollten wir nicht ...«, stammelte der Kerl, der neben mir stand.

»Ist klar«, fauchte ich und rannte zu dem Block.

Bunte Tropfen flossen zwischen den Seiten heraus und mischten sich mit dem schmutzigen Braun des Pfützenwassers. Meine Augen brannten. Ich hatte wochenlang jeden Tag an diesen Zeichnungen gesessen. Ja, sie waren verspielt, kindisch und viel zu bunt. Aber sie entsprachen genau dem, was ich jede Nacht in meinen Träumen sah. Und nun waren diese Bilder fort. Zerstört von diesen muskelbepackten Sportlern, die keine Ahnung von Kunst hatten.

»Hey, es tut uns wirklich leid«, meinte der erste Mann.

»Ja, sicher!«, fuhr ich ihn an. »Deswegen hast du mir das Ding aus den Händen gerissen, während ich an einem Bild gearbeitet habe.« Ich sprang auf und schritt auf den Typen zu. Er war locker zwei Köpfe größer als ich, doch jetzt, da ich ihn mit meinen Blicken erdolchte, schrumpfte er auf Daumengröße. »Ich habe nichts weiter getan, als hier zu sitzen und zu malen.« Ich pikste ihm mit dem Finger gegen die Brust. »Dann musstet ihr auftauchen und mich ärgern. Und jetzt ... jetzt sind meine Bilder ruiniert!«

»Ich verstehe ohnehin nicht, wieso du nicht auf einem Tablet zeichnest«, murmelte der Kerl.

»Ach, wäre es besser, wenn das Tablet statt des Blocks im Matsch gelandet wäre?«, zischte ich.

Abwehrend hob er die Hände. »Es tut uns wirklich leid. Wenn wir könnten ...«

»Könnt ihr aber nicht. Außer ihr habt es irgendwie geschafft, eine Zeitumkehrmaschine zu bauen.« Herausfordernd sah ich die drei an. »Nein? Dann Glückwunsch, ihr habt mir offiziell den Tag versaut.«

Ohne ihnen die Chance zu geben, noch etwas zu sagen, stapfte ich davon. Fort von diesen drei Muskelprotzen, dem Getuschel der anderen Studierenden und dem Campus, den ich so hasste. Nach dem, was gerade geschehen war, wollte ich nur meine Ruhe.

Allerdings war es schwierig, in Manhattan so etwas wie Ruhe zu finden. Überall wuselten Menschen umher, Autos hupten, Köter kläfften. Der einzige Ort, an dem ich wirklich abschalten konnte, war meine winzige Wohnung in Brooklyn. Nur hatte ich heute noch Vorlesungen und der Weg dorthin war zu lang, als dass ich es hin und zurück geschafft hätte, bevor ich wieder in einem Hörsaal sitzen und so tun musste, als würde mich interessieren, was uns beigebracht wurde.

Ja, ich liebte es zu zeichnen; ich liebte Kunstwerke. Kunstgeschichte hingegen ödete mich an. Da ich eine Einzelgängerin war, hatte ich nicht einmal Freunde, mit denen ich mich während des Unterrichts unterhalten konnte. Und jetzt, da

mein Zeichenblock ruiniert war, hatte ich auch keine andere Ablenkung – außer ich besorgte mir einen neuen. Aber das war nicht dasselbe.

Schniefend huschte ich in eine schmale Seitengasse in der Nähe des Campus. Es roch nach Müll und Urin, aber es war vergleichsweise ruhig. Also blieb ich an einer halbwegs sauberen Stelle stehen, lehnte mich gegen die Wand und atmete tief durch.

Nicht weinen. Ich würde nicht schon wieder weinen, weil mich irgendwelche Idioten genervt hatten. Daran sollte ich längst gewöhnt sein. Immerhin wurde ich seit meiner frühesten Kindheit gehänselt, weil ich nie so richtig zu den anderen Kindern gepasst hatte.

Meine Eltern hatten mir immer gesagt, ich solle mich nicht anpassen, nur um jemandem zu gefallen. Ich solle ich selbst bleiben, denn genau so sei ich richtig. Sie hatten nie etwas getan, um mir andere Kleidung aufzuzwingen oder mich in eine andere Richtung zu lenken. Schon immer hatte ich nur weiße Sachen tragen wollen – was für eine Künstlerin zugegeben nicht die beste Farbwahl war, weil ich mich ständig mit Farbe bekleckerte. Und ich war schon immer sehr fantasievoll gewesen, hatte mir Geschichten ausgedacht und anderen von meinen kunterbunten Träumen erzählt. Das fanden die Kinder anfangs lustig. Als wir älter wurden, grenzten sie mich deswegen aber immer mehr aus.

Ich dachte, wenn ich Kunst studieren würde, würde ich wieder dazugehören. Mit meinen pastelllila Haaren fiel ich hier kaum auf. Viele meiner Mitstudierenden hatten gefärbte Haare, manche sogar so bunt wie ein Regenbogen. Auch meine Kleidung war nicht mehr die außergewöhnlichste. Auf dem Campus rannten einige in vollen Cosplay-Kostümen herum, und zwar jeden Tag. Trotzdem blieb ich eine Außenseiterin. Zwar wurde ich an der Uni weitaus seltener getriezt als zu meiner Schulzeit, doch während sich in meinen Kursen Grüppchen gebildet hatten, blieb ich mal wieder übrig. Bei Gruppen-

arbeiten wurde ich als Letzte gewählt und nach Abschluss der Aufgabe ignoriert.

Ich hätte gerne behauptet, dass es mich nicht störte. Das wäre allerdings eine Lüge gewesen. Ich fühlte mich einsam und verlassen. Das Gefühl war mir mittlerweile vertraut, doch das machte es nicht besser. Im Gegenteil.

Noch einmal schniefte ich und blätterte die nassen Seiten des Zeichenblocks auf. Mein Herz brach ein Stück mehr, als ich das erste Bild sah. Es zeigte ein Schloss, dessen Turmdächer aussahen wie umgedrehte Herzen. Rosenranken befanden sich davor und dort, direkt unter einem Bogen, stand eine Frau in einem dunkelroten Kleid. Ihre Haare waren schwarz, nur die Spitzen schimmerten rot. Sie trug eine Krone und ihre Lippen waren in Form eines Herzens geschminkt. Ich hatte diese Frau so oft in meinen Träumen gesehen. Meistens wirkte sie traurig, manchmal wütend, dann wieder ausgelassen. Doch egal, wann ich von ihr träumte, sie war immer allein. Ich hatte das Gefühl, dass sie wie ich war, nur in einem Märchenreich lebte.

Das Grün der Rosenhecke fraß sich in das helle Schloss. Sämtliche Farben verschwammen. Nur diese Frau blieb – als würde ein unsichtbarer Schutz über ihr liegen – vom Wasser verschont.

Ich dachte nicht weiter darüber nach und blätterte um. Diesmal schluchzte ich laut, denn das Bild war eines meiner liebsten gewesen. Es zeigte mich selbst, mit meinen langen hell-lila Haaren, in einem weißen jumpsuit inmitten eines bunten Waldes. Die Bäume dort sahen aus wie riesige Blüten mit Gesichtern. Da waren so viele Farben und Formen. An meiner Seite stand ein Mann, den ich nie richtig erkannt hatte. Aber er war da gewesen in seinem violetten Anzug, sein Gesicht stets im Schatten verborgen, als wollte er nicht, dass ich ihn sah. In meinen Träumen spazierten wir oft durch diesen Wald und der Mann erzählte mir Geschichten, die mich zum Lachen brachten. In diesem Traum fühlte ich mich nicht allein, sondern geborgen.

Auch hier vermischten sich die Farben zu einem Strudel, der sich über der Zeichnung von mir ergoss. Meine weiße Kleidung war besudelt und die Bäume ebenso wenig zu erkennen wie der Mann, der mich immer begleitete.

Noch einmal schluchzte ich, klappte den Block zu und sank mit dem Rücken an der Wand hinab. Ich hasste es hier. Dieser Ort fühlte sich noch weniger nach zu Hause an als jener, an dem ich mit meinen Eltern gelebt hatte – bevor sie vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren und mich allein zurückgelassen hatten. Ich hatte nie irgendwo dazugehört, aber hier passte ich noch weniger her.

Nur was sollte ich tun?

Ich hatte niemanden mehr, zu dem ich gehen konnte. Keine Verwandten, keine engen Freunde meiner Eltern. In dieser Welt war ich allein und ungewollt. Nur in meinen Träumen fühlte ich mich sicher. Und dann, wenn ich diese zeichnete.

Wem machte ich etwas vor? Ich würde nicht glücklich werden. Hier nicht und auch sonst nirgendwo.

Ein lautes Rumpeln riss mich aus meinem Selbstmitleid. Ich hob den Kopf und sah in die Richtung, aus welcher das Geräusch gekommen war. Manhattan war nicht das sicherste Pflaster und solche Seitengassen wurden oft genutzt, um nicht ganz legale Dinge zu tun. Wieso hatte ich mich ausgerechnet hier vor der Welt verstecken wollen?

Langsam, um mich nicht zu verraten, stand ich auf. Mein Herz hämmerte wild gegen meinen Brustkorb. Ich wollte sicher nicht von irgendwelchen Gangstern entdeckt werden.

Den Block wie einen Schutzschild gegen meine Brust gepresst, machte ich einen Schritt zurück – und stieß gegen etwas, das scheppernd zu Boden ging.

Großartig. Jetzt hatte ich mich verraten.

Die Schatten vor mir bewegten sich. Mit angehaltenem Atem starrte ich in die Dunkelheit. Jeder Muskel in meinem Körper schrie mich an, wegzulaufen, aber ich konnte mich nicht rühren. Wie festgefroren stand ich da und wartete

darauf, dass sich etwas aus den Schatten löste, um sich auf mich zu stürzen.

KAPITEL ZWEI



Die Schatten kräuselten sich, als fürchteten sie sich vor demjenigen, der sie durchpflügte. Das war es also. Mein Leben würde hier, in einer stinkenden, versifften Gasse, enden. Dabei hatte ich nichts erlebt, von dem ich geträumt hatte. Und ich hatte viele Träume gehabt. Nun waren sie alle verloren.

Wieso konnte ich nicht fortlaufen?

Gänsehaut überzog meinen Körper, als frostige Kälte mich einhüllte. Wer auch immer gleich hier erscheinen würde, er musste abgrundtief böse sein. Ich konnte es mir selbst nicht erklären, aber irgendwie gelang es mir, die Aura von Menschen zu fühlen. Und diese Aura ... war durch und durch boshaft.

Komm schon, Alys, versuchte ich mich selbst dazu zu bringen, wegzurennen.

Doch meine Beine gehorchten mir nicht. Es hatte auch keinen Sinn, denn ich war keine besonders schnelle Läuferin. Und jetzt war es zu spät, denn gleich ...

»Miau«, erklang ein niedlicher Laut und gleich darauf trotete eine Katze auf mich zu.

Nicht irgendeine Katze. Das war bestimmt das schönste Tier, das ich je gesehen hatte. Ihr Fell war blütenweiß und von

violetten Streifen durchzogen, die Augen besaßen die Farbe schimmernder Amethysten. Diese Katze war atemberaubend schön.

»Hey, du Hübsche«, sagte ich erleichtert und sank in die Hocke. »Du hast mir gerade den Schrecken meines Lebens eingejagt.«

Als wäre ich keine Fremde, stolzierte die Katze mit hoch erhobenem Schwanz auf mich zu, schnupperte an der Hand, die ich ihr hinhielt, und schmiegte dann das Köpfchen dagegen.

»Nein, was hast du für ein flauschiges Fell«, frohlockte ich.

Diese Katze sah nicht nur wunderschön aus, sie fühlte sich wie eine weiche Wolke an.

»Was machst du denn an einem Ort wie diesem?«, fragte ich, während ich das Tier hinter den Ohren kraulte.

Es sah mich mit seinen verwirrend violetten Augen an. Ein Gefühl, als wollte die Katze jeden Moment mit mir reden, überkam mich. Doch natürlich war das verrückt. Wieso hätte das Tier etwas sagen sollen?

»Du solltest nicht hier sein«, sprach ich meine Gedanken aus. »Und ich auch nicht. Lauf nach Hause, Kleines. Ich muss jetzt zur Uni zurück.«

Die Katze legte den Kopf schief und ließ sich auf den Hinterpfoten nieder, als wolle sie sagen, dass sie nirgends hingehen würde. Kurz überlegte ich, sie hochzuheben und fortzubringen, doch ich verwarf die Idee. Das Tier mochte zutraulich sein, aber so schön, wie es war, gehörte es bestimmt jemandem. Ich wusste nur nicht, wie ich den Besitzer finden sollte.

»Mach schon«, wisperte ich. »Lauf dorthin zurück, wo du hergekommen bist.«

Immer noch rührte die Katze sich nicht. Ich atmete tief durch. Sie würde schon klarkommen, immerhin schien sie bisher recht gut im Großstadtdschungel überlebt zu haben.

»Pass auf dich auf«, sagte ich und wandte mich ab.

Am Ende der Gasse angekommen, warf ich einen letzten

Blick über meine Schulter. Die Katze saß immer noch dort, wo ich sie zurückgelassen hatte. Ich hoffte nur, dass ihr wirklich nichts geschah.

Auf meine nächste Vorlesung hatte ich keine Lust, ebenso wenig wie darauf, den Campus zu überqueren. Aber mir blieb keine Wahl, also schritt ich über das Gelände, bis ich das Gebäude erreichte, in dem mein Unterricht stattfand. Im Hörsaal suchte ich mir einen Platz so weit hinten wie möglich. Ich wollte mit niemandem reden, der vielleicht zugesehen hatte, wie mich die Football-Jungs gepiesackt hatten. Niemand hatte mir geholfen, deswegen wollte ich jetzt auch kein falsches Mitleid.

Während des Unterrichts zeichnete ich auf dem immer noch feuchten Block die Katze, der ich vorhin in der dunklen Gasse begegnet war. Komisch. Ich war sicher gewesen, dass ein boshafter Mensch sich mir nähern und mir schaden würde. Vielleicht waren meine Sinne wegen des Zwischenfalls mit diesen drei Footballern einfach überreizt.

Als die Vorlesung endete, senkte sich bereits die Dämmerung über die Stadt. Für Mitte Mai war es erstaunlich kühl in Manhattan, weswegen ich in meinen Mantel schlüpfte, meine Tasche schulterte und, so schnell ich konnte, zur U-Bahn-Station ging. Wenn es dunkel wurde, fiel ich in meiner hellen Kleidung noch mehr auf. Einige Leute starrten mich an, weil ich in dem reinen Weiß mit den lila gefärbten Haaren in der U-Bahn eine Erscheinung sein musste. Ich mochte keine Aufmerksamkeit, was auch der Grund war, wieso ich mir ab und zu überlegte, doch einmal andere Kleidung zu tragen und die Farbe aus meinen Haaren zu waschen, bis das langweilige helle Blond zum Vorschein kam. Doch allein die Vorstellung ließ mich schauern. Das war nicht ich. Nur weil die Leute mich anstarrten, wollte ich mich nicht verstellen. Unsichtbar werden. Das wäre die Lösung. Wenn so etwas nur möglich wäre.

Bei meiner Station stieg ich aus und griff in die Manteltasche. Die Gegend, in der ich wohnte, war vergleichsweise

sicher. Allerdings war ich schon einmal auf dem Weg zu meiner Wohnung überfallen worden. Passiert war mir zum Glück nichts, der Schreck steckte aber immer noch in meinen Knochen, obwohl das bereits ein Jahr zurücklag. Wieder wünschte ich mir, ich könnte mich einfach unsichtbar machen. Das hätte viele Vorteile.

Schnellen Schrittes lief ich die Straße entlang. Etwas stimmte nicht, und diesmal waren sicher nicht meine überreizten Sinne schuld an meiner Wahrnehmung. Normalerweise begegnete ich um diese Uhrzeit jeder Menge Menschen auf dem Weg; heute allerdings hatte sich nicht eine Person auf die Straße verirrt. New York schlief nie und in Brooklyn war es nicht viel ruhiger als in Manhattan. Nicht einmal um drei Uhr nachts waren die Straßen komplett leer – und erst recht nicht um diese Uhrzeit.

Erneut kroch frostige Kälte über meinen Rücken und Gänsehaut überzog jede Stelle meines Körpers. Nein, hier stimmte etwas ganz und gar nicht. Mit einem Mal kam mir die Straße dunkler vor, als würde sie in schwarzen Nebel getaucht werden. Mein Atem stockte, mein Puls beschleunigte sich. Ich hatte so einen Moment in einem meiner Träume erlebt. Träumte ich jetzt auch? Es musste so sein. Denn wenn ich wach war ...

»Miau«, erklang ein niedliches Stimmchen.

Ich drehte mich um und betrachtete die wunderschöne weiße Katze mit den purpurnen Tigerstreifen. Blinzeln sank ich in die Hocke.

»Wo ... kommst du denn her?«, fragte ich.

Sie lief auf mich zu und presste den Kopf gegen mein Knie.

»Hast du mich etwa verfolgt?«, fragte ich weiter und sah mich um.

Immer noch befand sich niemand außer mir auf dieser Straße. Mir und der Katze, die mich mit ihren purpurnen Augen aufmerksam musterte.

»Die Uni ist mehrere Meilen weg von hier«, überlegte ich laut. »Wie bist du denn hergekommen?«

Ich hatte keinen Zweifel, dass diese Katze die von vorhin war. So ein wunderschönes Tier gab es bestimmt nicht mehr als einmal.

»Also, Kleine, verfolgst du mich?«, fragte ich nachdenklich.

Die Katze sah mich mit schief gelegtem Kopf an. Und dann tat sie etwas, das ich nicht für möglich gehalten hätte: Sie nickte.

»Hast du gerade ... bejaht?«, wisperte ich.

Wieder nickte sie.

Blinzelnd griff ich mir an die Stirn.

»Okay, Fieber habe ich nicht«, murmelte ich vor mich hin.

»Dann muss das ein Traum sein. Ja, ein seltsamer, verrückter Traum.« Ich kicherte. »Anders ist das alles nicht zu erklären. Wieso sonst sollte eine Katze mich mehrere Meilen durch die Stadt verfolgen und nicken, wenn ich ihr eine Frage stelle? Oder dieser Stadtteil auf einmal ausgestorben sein?«

Ich betrachtete die Katze, streckte die Hand nach ihrem Köpfchen aus. Geduldig ließ sie meine Streicheleinheit über sich ergehen.

»So ein schönes Kätzchen wie du würde mir nicht nachlaufen. Schade. Aber zumindest im Traum gehörst du zu mir.«

Es sah aus, als würde die Katze den Mund verziehen. »Nur damit das klar ist«, sagte sie mit einer samtweichen, tiefen – eindeutig männlichen – Stimme, »ich bin kein süßes Kätzchen und ich gehöre niemandem. Verstanden?«

Wieder kicherte ich. »Klar, Hübscher. Entschuldige, hätte ich gewusst, dass du ein Kater bist ...« Ich machte eine wegwerfende Handbewegung und stand auf. »Weißt du was? Vergiss es. Wenn ich aufwache, ist ohnehin alles vorbei.«

»Du wirst nicht aufwachen, weil das kein Traum ist«, erwiderte der Kater und kam näher. »Wenn du allerdings nicht herausfinden willst, wie sich ein wahr gewordener Albtraum anfühlt, solltest du mich schnell in deine Wohnung bringen.«

»Wieso, musst du aufs Katzenklo?«

Er gab ein Fauchen von sich. »Nein, aber in wenigen Augenblicken wird jemand hier auftauchen, der uns beiden

schaden will. Wenn dir dein Leben also lieb ist, lauf los und bring mich in deine Wohnung, damit ich dich beschützen kann.« Er sah mich intensiv an. »Hast du das verstanden, Kleine?«

Ich hob die Mundwinkel. »Dieser Traum ist noch seltsamer als die, die ich sonst habe. Sprechende Katzen sind bisher nie vorgekommen. Nur Klatsch verbreitende Blumen und Schmetterlinge, die wie Honigbrote aussehen.«

Das Tier blinzelte. »Du träumst vom Wunderland?«

»Ich träume von tratschenden Blumen und seltsamen Schmetterlingen«, erwiderte ich. »Wie gesagt, sprechende Katzen sind noch nicht vorgekommen.«

Sein Schwanz peitschte wild umher. »Lass uns das später klären. Bring mich in deine Wohnung. Jetzt.«

»Hey.« Breit lächelnd stemmte ich die Hände in die Hüften. »Wir kennen uns noch gar nicht. Einen fremden ... Kater«, dabei prustete ich los, »kann ich doch nicht einfach in meine Wohnung mitnehmen. Hast du einen Namen?«

Seine Ohren bewegten sich hektisch, er hielt den Blick jedoch auf mich gerichtet. »Drystan«, sagte er. »Und jetzt ...«

»Ich bin Alyss.« Mit ausgestreckter Hand sank ich wieder in die Hocke. »Freut mich, Mr Cat.«

»Ich habe dir meinen Namen genannt, bitte nutze ihn.« Er stupste meine Finger mit der Schnauze an. »So, jetzt kennen wir uns. Würdest du uns bitte zu deiner Wohnung ...«

»Hier steckst du also!«, erklang eine Stimme, die so durchdringend war, dass der Boden unter meinen Füßen zitterte.

Drystan zog den Kopf ein und riss die Augen auf. Auch mir wurde mit einem Mal noch kälter. Denn was auch immer auf uns zukam, von ihm waren die Kälte und die Dunkelheit ausgegangen, die ich die ganze Zeit wahrgenommen hatte. Doch da das hier ein Traum war, würde mir nichts passieren. Also musste ich mir keine Gedanken machen. So düster dieser Traum auch war, wenn ich aufwachte, würde alles wieder gut sein.

KAPITEL DREI



Du kannst dich nicht vor mir verstecken, Kätzchen!«, rief ein Wesen, das so groß wie ein einstöckiges Haus war.

Es erinnerte mich vom Körperbau her an eine Maus, ging allerdings auf zwei Beinen, besaß ein Gesicht mit menschlichen Zügen und trug Kleidung über dem grauen Fell.

»Das ist ja mal ein echt krasser Traum«, sagte ich und klatschte in die Hände. »Wirklich, wirklich cool. Davon werde ich ein paar tolle Bilder malen.«

»Du wirst gar nichts, wenn wir vor dem Biest nicht flüchten«, erwiderte Drystan drängend. »Du träumst also vom Wunderland. Das heißt, du kannst auf deine Kräfte zugreifen. Oder?«

»Kräfte? Oh, kann ich fliegen?« Ich hüpfte auf und ab, doch mein Körper wurde nicht schwerelos. »Dann wohl nicht.«

»Bei allen Wunderbiestern«, fauchte der Kater. »Womit habe ich eine Hexe wie dich verdient?«

»Hexe? Das wird immer besser.« Ich zwinkerte ihm zu. »Wie kann ich denn zaubern?«

Drystan öffnete den Mund, doch der Mäuseriese lachte laut auf. Seine Stimme war so gewaltig, dass der Boden unter

meinen Füßen erneut zitterte. Genau wie Drystan. Klar, für ihn war das alles real.

»Wolltest du flüchten, Kätzchen?«, fragte die Maus in tadelndem Ton. »So einfach entkommst du mir nicht. Erst will ich all deine Kräfte, damit ich ins Wunderland zurückkehren kann.«

»Kannst du vergessen!« Drystan machte einen Katzenbuckel und sträubte sein Fell. »Verswinde in das Loch, aus dem du gekrochen bist.«

»Bestimmt nicht. Ich habe so viele Jahre darauf gewartet, dass wieder ein Wunderbiest diese Welt betritt. Und jetzt ist es endlich so weit.«

Die Maus holte mit der Vorderpfote aus und schlug nach Drystan. Japsend sprang dieser in meine Arme. Er hatte so viel Schwung, dass ich mehrere Schritte nach hinten taumelte und dem Schlag so entging.

Noch einmal hob die Maus ihre Pfote, hielt dann jedoch inne und schnüffelte.

»Gott, ist das süß«, sagte ich, weil die Nase sich rasend schnell auf und ab bewegte.

»Das ist nicht süß!«, blaffte Drystan mich an. »Und jetzt lauf endlich, sonst sind wir ...«

»Du hast die Weiße Hexe gefunden!«, rief die Maus in diesem Moment. »Ohohoho, es war ein Glück, dass ich deine Spur aufgenommen habe und dir gefolgt bin.«

Drystan stieß einen Fluch aus und sah mich mit seinen purpurnen Augen drängend an. »Ich erkläre dir alles, wenn wir in Sicherheit sind. Das hier ist kein Traum und du bist in Lebensgefahr, genau wie ich.«

Ich glaubte ihm kein Wort, denn die Fakten sprachen gegen ihn. Erstens war Brooklyn nie so menschenleer wie jetzt, also konnte das alles nicht real sein. Dann war da die Tatsache, dass zwei Tiere mit mir sprachen, als wären sie Menschen, und eines davon so groß wie ein Haus war. Klarer Fall also, dass alles davon meiner Fantasie entsprang.

Aber da Drystan so verzweifelt aussah, würde ich eine

Weile mitspielen. Immerhin war das ein wirklich guter, kreativer Traum – wenn auch verrückter als das, was ich sonst träumte.

»Okay, wohin soll ich laufen?«, wollte ich wissen.

Der Kater verdrehte die Augen. »In deine Wohnung, die kann ich schützen. Hier draußen sind wir so gut wie tot.«

»Ihr werdet nirgendwo hingehen!«, verkündete die Maus, hob ihre Hinterpfote und stampfte fest damit auf.

Wie in einem Comic rollte sich der Asphalt wellenartig auf uns zu und riss mich von den Füßen. Mein Körper wurde einen Moment schwerelos, segelte durch die Luft und landete hart auf dem zersplitterten Untergrund.

»Verdammt, das tut weh«, stöhnte ich.

Möglicherweise war ich gerade vom Sessel gefallen und deswegen schmerzte der Aufprall tatsächlich. Das war eine durchaus logische Erklärung. Aber wieso war ich dann nicht aufgewacht?

»Weil das kein Traum ist«, gab Drystan, der auf mir gelandet war, von sich. »Steh auf. Schnell. Wir müssen weg.«

Ich wollte aufstehen, doch mein Körper fühlte sich taub an. Mühevoll schaffte ich es, mich auf die Seite zu drehen. Noch ehe ich auf Hände und Knie kam, packte mich die Maus am Kragen meines Mantels und hob mich hoch.

»Verflucht!«, brüllte Drystan, der von mir herabfiel und – wie alle Katzen – auf den Pfoten landete.

»Die Weiße Hexe«, sagte die Maus, als sie mich vor ihre lange Schnauze hielt, und schnüffelte an mir.

»Hey, lass das, so etwas macht man nicht«, zischte ich.

Die Maus zog die Mundwinkel hoch. »Du hast keine Ahnung, was ich jetzt machen werde. Dank dir kann ich nicht nur ins Wunderland zurückkehren, sondern dort den Thron beanspruchen. Angeblich ist die Herzkönigin vollkommen verrückt geworden und geflüchtet. Mit genug Zauberkraft werde also ich der neue König.«

»Auch das kannst du vergessen!«, fauchte Drystan. Mit den Krallen voraus segelte er auf das Gesicht der Maus zu.

Haut zerriss und die Maus ließ mich fluchend fallen. Ich schlug mit den Armen, hoffte, dass ich es diesmal schaffen würde, zu fliegen. Doch nichts bremste meinen Sturz. Mit voller Wucht knallte ich seitlich auf dem Boden auf. Sämtliche Luft wurde aus meinen Lungen gedrückt und für einen Moment wurde mir schwarz vor Augen.

Dann kehrten meine Sinne zurück und ich setzte mich auf. Mein Mantel war zerrissen, Blut sickerte aus einigen Schnittwunden an meinen Händen und Beinen. Ich griff mir an den Kopf, der fürchterlich dröhnte, und zischte, als ich die Beule an der Schläfe berührte.

»Aber das ... Wieso spüre ich das alles?«, fragte ich mehr mich selbst als jemand anderen.

»Weil das kein Traum ist«, wiederholte Drystan, der immer noch mit der Maus kämpfte. »Lauf endlich los, Alyss.«

Diesmal kam mir kein unsinniger Spruch über die Lippen. Ich rappelte mich auf die Beine und humpelte los, fort von der Maus, die schimpfend nach dem Kater schlug, der ihr Gesicht zerkratzte.

Ein lautes Jaulen ließ mich zusammenzucken. Ich drehte mich um und erstarrte. Die Maus hatte Drystan am Fell gepackt und hielt den fauchenden Kater über ihren Kopf. Ein grausames Lachen drang aus dem Mund der Maus und gleich darauf kreischte Drystan auf. Hellblaues Licht umgab den Körper des Katers, der erst noch wild zappelte, dann immer langsamer wurde.

Meine Kehle schnürte sich zu. Ich verstand nicht, was genau geschah, aber mir war klar, dass Drystan sterben würde, wenn ich nichts unternahm. Meinetwegen. Weil ich ihm nicht geglaubt, sondern alles für einen Traum gehalten hatte.

Irgendwie dachte ich immer noch, dass ich träumte. Hätte ich mir eingestanden, dass all das real war, hätte ich an meinem Verstand zweifeln müssen.

Aber egal, ob das hier ein wahnsinniger Traum war oder nicht, ich musste Drystan helfen. Der Kater durfte nicht wegen meines Zögerns sterben.

Also drehte ich um und schleppte mich zu der Maus zurück. Plan hatte ich keinen. Ich war also bestens vorbereitet, um mich einem übermächtigen Gegner zu stellen. Nicht. Das konnte nur in einer Katastrophe enden.

»Hey, du!«, rief ich der Maus zu.

Sie richtete ihren Blick auf mich und das hellblaue Leuchten erlosch. Hoffentlich war das ein gutes Zeichen.

»Du lieferst dich freiwillig aus, Weiße Hexe?«, meinte die Maus amüsiert. »Erspar mir Zeit und Kraft. Ich erledige nur dieses Wunderbiest, dann ...«

»Lass ihn los«, forderte ich gebieterisch.

Einen Moment sah die Maus mich mit großen Augen an. Dann lachte sie so laut, dass die Gebäude um uns wackelten.

»Wieso sollte ich das tun?«, fragte das Tier immer noch grunzend vor Lachen. »Ich will seine ganzen Kräfte. Nicht nur ein bisschen davon.«

»Lauf ... weg«, krächzte Drystan.

»Nein. Ich werde dich nicht deinem Schicksal überlassen«, erwiderte ich entschlossen und sah die Maus finster an. »Lass. Ihn. Los.«

»Bitte, wenn du spielen willst ...« Die Maus hob die Schultern und öffnete die Finger, mit denen sie Drystan festgehalten hatte.

Der Kater fiel herab und ich machte mich bereit, ihn aufzufangen, da begann sein Körper zu schweben. Diesmal hüllte ihn violettes Licht ein und er flog an meine Seite.

»Gut, dann möge die Jagd beginnen«, verkündete die Maus und kam auf alle vier Pfoten.

»Du hättest flüchten sollen, als du konntest«, meinte Drystan. »Jetzt wird er uns jagen, bis wir zu erschöpft sind, um uns zu bewegen.«

Ich kam nicht dazu, ihn zu fragen, was er meinte, denn die Maus sprintete los.

Ein Schrei entschlüpfte mir und ich hechtete zur Seite. Für ihre Größe bewegte sich die Maus verdammt schnell. Drystan

fauchte, sprang auf meine Schulter und grub die Krallen hinein, um sich festzuhalten.

»Worauf wartest du? Renn!«, schrie er mir ins Ohr.

Zum Glück erstarrte mein Körper diesmal nicht zu einer Salzsäule, sondern gehorchte und setzte sich in Bewegung. Ich sprintete in eine schmale Gasse, in der Hoffnung, dass die Maus mir nicht folgen würde. Keine fünf Schritte war ich gekommen, da knirschten die Wände und Putz bröckelte auf mich herab. Ich keuchte, als ich sah, dass die Maus die Häuser einfach zur Seite stieß, als bestünden sie aus Pappe.

»Das kann nur ein Traum sein«, wimmerte ich. »Das ist nicht echt.«

»Das ist verdammt echt, zumindest in der Realität, in der wir uns befinden«, erwiderte Drystan.

»Was soll das heißen?«

Ich schrie, als ein riesiger Brocken einer Hauswand vor meinen Füßen landete und ich seitlich ausweichen musste.

»Genau das, was ich sage. Wir sind in einer Art Parallelwelt zu deiner, weil die Maus uns durch ihre Falle hineingezogen hat«, sagte Drystan. »Vorhin konnte ich der Falle entkommen, diesmal sind wir beide darin gelandet.«

»Also ist es doch ein Traum?«, fragte ich und wich einem weiteren Geschoss aus. »Immerhin müsste ich nach dem Sturz von vorhin tot sein.«

»Du bist drei Meter gefallen und ich habe dich mit Magie eingehüllt, damit du dich nicht zu schlimm verletzt«, erklärte der Kater. »Es ist kein Traum, Alyss. Das ist bitterer Ernst. Wir müssen in deine Wohnung. Da kann ich uns aus diesem Mäusemist herausholen und schützen. Hier geht das nicht.«

»Wieso meine Wohnung? Können wir nicht in irgendein Haus und ...«

»Du besitzt Magie, die offensichtlich noch verschüttet ist. Zumindest spüre ich nichts an dir. Aber in deinen Träumen setzt du die Kräfte frei und sie sickern in deine Sachen, die Möbel und Wände deines Heims. Nur dort bin ich mächtig genug, um uns zu retten. Also bitte, bring uns da hin!«

Da ich keinen besseren Plan hatte, nickte ich, schlug einen Haken und rannte die Straße entlang, die zu dem Gebäude führte, in dem sich meine Wohnung befand. Meine Lunge brannte vor Anstrengung, mein Herz pumpte vor Panik. Die Maus gab ein Lachen von sich und mir wurde noch kälter. Ich spürte ihre Schritte hinter mir, sah, wie die Straße von der Wucht jedes Aufpralls zerbrach.

»Wir können ihr nicht entkommen«, keuchte ich.

Drystan schwieg einige Sekunden. »Ach, verflucht«, fauchte er dann. »Lauf weiter. Und egal, was geschieht, schau nicht zurück!«

Ehe ich fragen konnte, was er meinte, sprang er von meiner Schulter. Violettes Licht leuchtete auf und die Maus brüllte vor Schmerzen. Ich wusste, dass ich nicht stehen bleiben sollte, aber ich wollte wissen, was vor sich ging. Also wurde ich langsamer und drehte den Kopf über die Schulter.

Mein Atem stockte, als ich Drystan erkannte, der wie ein Blitz um die Maus herumflog und eine Art Netz aus magischen Fäden spann. Die Maus blieb darin hängen, fluchte und schlug um sich.

»Pass auf!«, rief ich, doch da wurde Drystan bereits getroffen.

Er knallte gegen ein Hochhaus und fiel regungslos zu Boden. Dort blieb er liegen und die Maus lachte triumphierend auf. Sie riss an den Fäden, befreite sich Stück für Stück aus den Fängen von Drystans Magie. Mir blieb keine Zeit, zu überlegen. Ich drehte um und rannte zu dem Kater zurück. Er durfte hier nicht liegen bleiben ...

»Und wieder kommst du freiwillig zu mir«, sagte die Maus und streckte eine Vorderpfote nach mir aus.

Ich presste Drystans regungslosen Körper an mich und versuchte auszuweichen. Beschützen. Ich musste den Kater vor der Maus beschützen. Nur daran dachte ich, während ich mich kleiner machte und Drystan mit meinem Körper abschirmte.

Kälte kroch über meine Haut, als ich die Pfote der Maus über mir spürte. Gleich würde sie mich packen. Gleich ...

»Elender Mist!«, jaulte die Maus auf und zischte.

Grelles Licht flutete mein Blickfeld und ließ alles um mich verschwinden. Die wütenden Schreie der Maus wurden immer leiser, dafür kehrten andere Geräusche zurück wie das Hupen von Autos, die Stimmen von Menschen, Schritte auf dem Asphalt.

Keuchend sah ich mich um. Verschwunden waren die Maus und die Zerstörung, die sie angerichtet hatte. Ich kauerte mitten auf dem Bürgersteig, einen regungslosen Kater in den Armen. Die Menschen um mich starrten mich mit gerunzelter Stirn an.

Hektisch schaute ich mich noch einmal um, konnte die Maus allerdings nicht entdecken. Mit einem hysterischen Lachen richtete ich mich auf, presste Drystan enger an mich und ging los. Die verwirrten Blicke der Leute verfolgten mich auf dem Weg zu meiner Wohnung.

»Drystan«, flüsterte ich immer wieder, aber der Kater reagierte nicht.

Ich betrachtete seinen Körper und war nicht sicher, ob das Tier noch atmete. Tränen brannten in meinen Augen. Ich wollte nicht, dass Drystan tot war. Das hatte er nicht verdient. Außerdem war er der Einzige, der mir erklären konnte, was gerade vorgefallen war. Falls er überhaupt sprechen konnte. Vielleicht ... war das doch alles nur ein Traum gewesen.

»Drystan«, sagte ich noch einmal und schüttelte ihn sanft. »Rede mit mir. Bitte. Ich muss wissen, dass ich nicht verrückt bin.«

Nichts. Der Kater hing in meinen Armen und rührte sich nicht. Als mir ein Schluchzen entschlüpfte, gingen seine Augen auf.

»Und ob du verrückt bist«, wisperte er. »Du hättest dich nicht umdrehen sollen.«

Seine Lider schlossen sich und er sackte erneut in sich zusam-

men. Trotzdem war ich unendlich erleichtert, denn sein Brustkorb hob und senkte sich. Außerdem ... hatte er gesprochen. Ich hatte mir das nicht eingebildet. Der Kater redete mit mir.

Behutsam drückte ich ihn an mich. »Ich kümmere mich jetzt um dich«, sagte ich leise. »Und dann ... erklärst du mir, was gerade geschehen ist. Denn ich fürchte, ich verliere wohl doch meinen Verstand.«